

Nr. 143. Bromberg, den 25. Juni 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(16. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Sie richtete sich in ihrem Bett auf. „Und i wills gleich wissen, was fehlt dem Wastel?“

„Hast ja gehört, er hat a Bandelwurm im Leib.“

„Du alter Bock, willst mi zum besten haben, wann d' jetzt in Spiegel schaust, kannst sehen, wie schön du ausschaust, du Großschnauziger, denkst, alles geht nur nach dir, kannst über mein Köpferl mit dem Jungen machen, was magst? Dös ist grad so gut mei Kind a, und ich will wissen, was ihr für Geheimnisse miteinander habt.“

Der Brauer warf rasch einen Blick in den Kleiderschrankspiegel. Recht hatte sie, schön sah er allerdings net aus. Sei Unterhuxen hing lotterig um ihn herum, seine großen Latschen gaben auch keinen eleganten Fuß ab, die Pfeife klebte in dem einen Mundwinkel, und seine Haare standen struppig um seinen alten, verwitterten Kopf. Ärgerlich fauchte er sein Weib an.

„Moanst vielleicht, du schaust sauber aus? Wie a alte Vogelscheuchen, noch besser wie a Eulen. Jessas na, wenn dei blöde Jung wüßt, wie ihr Weibsleut euch verändert! Mit dei Huben sixt aus, daß man dös Fürchten kriegt. Da is mir mei Bier liaber, wie all dieser verflixte Schnickschnack, den die Leit Liebe nennen. Er kroch brummend in sein dickes Federbett, mit lautem Krach drehte sich der tief beleidigte Brauer auf die andere Seite, und bald darauf hörte man sein tiefes Schnarchen.

Frau Schindhammer saß noch eine Weile aufrecht in ihrem Bette, dann legte auch sie sich auf die Seite, aber der Schlaf wollte ihr nicht so schnell kommen. Verraten hatte der Grob an sich doch, Wastel war also verliebt. Wer mochte dös Madel sein, daß ihrem armen Jungen so den Verstand verdreht hatte? Auch sie konnte nicht verstehen, daß man sich um eine Dirn so haben konnte. Ein wütender Blick traf ihr Ehegespons. „So a — so a dalketer, roher Patron“, auch sie konnte heut nicht mehr verstehen, daß sie so glücklich gewesen war, als er um ihre Hand anhielt. Sie warf sich wieder auf die andere Seite. Den Bandelwurm, den würde sie ihm schon versalzen!

11.

Endlich, nachdem über drei Wochen vergangen waren, hielt Josepha, als sie eines Tages aus der Brauerei heimkam, einen Brief aus Pontresina in ihren Händen. Sie zögerte unwillkürlich. In diesem Augenblick stand das Bild ihres Vaters so deutlich vor ihr, des alten Mannes, der doch immerhin ihr Vater war und von dem sie in Unfrieden geschieden. Nun war ein Erschrecken in ihrer Seele, denn die Handschrift, die die Adresse geschrieben, war ihr fremd. Sie riß den Brief auf.

Liebe Tochter!

Weil ich nicht gut mit der Feder Bescheid weiß, tut der Herr Schulmeister mir den Gefallen und schreibt den Brief. Hab mir gleich gedacht, daß Du nicht gut tun wirst in der Stadt. Ein Mädel, das die Heimat verläßt, um so einem Menschen nachzulaufen, der wegen Raub und Mord im Gefängnis sitzt, ist auch nicht viel wert. Hab's schon gewußt, daß Du nicht mehr bei der Rätin bist, hatte Dir eine Karte geschrieben, und der Herr Rat hat sie mir zurückgeschickt, weil er Deine Adresse nicht wußte. Muß ein sehr netter und braver Herr sein, denn er hat mir geschrieben, daß er Dir hat kündigen müssen, weil Du Dich rumgetrieben und ihm die Polizei ins Haus gebracht hast, und hat mir geraten, ich soll Dich von der Polizei heimschicken lassen. Ich will aber mit der Polizei nichts zu tun haben und mit Dir auch nicht. Deine liebe Stiefmutter würde sich ja schämen müssen, Dich zu sehen. Die alte Kernbacherin soll wieder daheim sein, aber ich werde mich hüten und zu ihr gehen. Ich will meine Finger reinhalten von all dem Schmutz. Schlimm genug, daß mein ältestes Kind mir so viel Schande ins Haus bringt.

In Liebe Dein Vater.“

„Liebe Josepha!

Es ist mir sehr schwer geworden, diesen Brief an ein Mädel zu schreiben, das bei mir auf der Schulbank gesessen und von dem ich etwas gehalten habe. Geh in Dich, Josepha, so lange es noch Zeit ist, denke an Deinen braven, guten Vater und an Deine Mutter selig im Grabe, und laß ab von Deinem sündhaften Leben.

Dein Lehrer Sebaldus Hofmokel.“

Josepha saß eine lange Weile wie erstarrt da und hielt den Brief in der Hand. Es war eigentlich nicht Schmerz, was sie empfand, sondern Zorn. Als sie dann den Nachsatz des Lehrers ganz begriff, lachte sie schrill auf. So war es recht! An die Mutter im Grabe sollte sie denken! An das arme, liebe, gute Mutterl im Grabe, — das der brave Herr Vater fast schon während der langen, letzten Krankheit vergessen hatte. Vor der lieben Stiefmutter sollte sie sich schämen? — Der lieben Stiefmutter, die der Vater, als die Mutter kaum tot war, ins Haus gebracht hatte! Die liebe Stiefmutter, die ihre Schwester und sie selbst aus dem Hause getrieben!

Josepha lief auf und nieder. Eine Herumtreiberin war sie? — Brav war's vom Herrn Rat, so was dem Vater zu schreiben! Vielleicht hatte er's gut gemeint. Was ging sie den fremden Mann an? Aber der Vater! Ihr eigener Vater! — Dann kamen ihr die Tränen, und sie schluchzte laut auf. In diesem Augenblick trat Frau Sonja in die Kammer, ging auf sie zu und sagte in ihrer weichen, sanften Art:

„Haben Sie schlechte Nachrichten bekommen?“

Josepha lachte bitter. „Lesen Sie selbst; da sehen Sie, was für ein verdorbenes Mädel Sie in Ihr Haus aufgenommen haben. Längst war sie gewohnt, die junge Russin als Freundin zu betrachten, und hatte ihr auch von dem Vater und der Stiefmutter erzählt.

Frau Mischkin strich ihr über den Scheitel. „Aber darum doch nicht gleich so verzweifelt sein. Sie selbst wissen, wer Sie sind, und das muß Ihnen genug sein.“

Josephas Gedanken hatten inzwischen einen anderen Weg genommen, und sie starrte vor sich hin. „Ich hab doch

dem Xaver so fest versprochen, seine Mutter zu suchen. Vielleicht weiß sie doch den Weg, ihm zu helfen."

„Sie ist wieder daheim, schreiben Sie ihr doch!"

Josepha schüttelte den Kopf. „Ich hab ka Glück mit Briefelschreiben. Wer weiß, in welche Händ der kimmt und ob so an Brief dem Xaverl net mehr schaden könnt als nützen. Ja, wann ich a Geld hätt."

„Was würden Sie denn dann tun?"

„Ich hab mir oft denkt, wenn i selbst auf ein paar Tag heimreisen könnt. Die Mutter aufsuchen! Ich kenn doch a noch andere Leut! Der Bauer, dem die Sennhütten auf der Saffal Masone gehört. Er ist ka schlechter Mensch. Ich kanns mir net denken, daß alle den Xaver für schuldig halten. Ich bild mir, wann i einmal selbst reden könnt mit die Leut und a mit seinem Mutterl, es könnt ihn vielleicht wenigstens trösten, wenn ich ihm an Nachricht von ihr brächte."

„Aber die Reise ist sehr teuer?"

„Hundert Mark tät ich schon brauchen, denn ich will doch auf alle Fälle wieder zurück, muß dabei sein, wenn sie dem Xaver sein Urteil sprechen. Habt denkt, i könnt mir was sparen. Zwanzig Mark hab ich und mehr net an Pfennig."

Die Russin sah nachdenklich zu Boden.

„Sie haben wirklich Ihr schweres Päckchen zu tragen."

Damit ging sie aus dem Zimmer und ließ Josepha allein.

Diese wurde jetzt von dem Gedanken an Xaver gefangen genommen. In fünf Tagen war Weihnachten. Sie wußte nicht, ob sie ihn noch einmal sprechen durfte, denn als sie wieder im Gefängnis gewesen war, hatte man ihr gesagt:

„Ich glaub net, daß der Herr Untersuchungsrichter noch an Besuch wünscht vor der Gerichtsverhandlung im Januar, aber ein Paketel, dös können S' ihm schicken, und ein Brieferl a. Aber fein vorsichtig sein, wird alles vorher gelesen."

An diese Worte des Inspektors, der unwillkürlich ein wenig Interesse an dem hübschen, bescheidenen Mädchen, das treu zu dem vermeintlichen Schwerverbrecher hielt, gefaßt hatte, mußte Josepha jetzt denken, während sie allein in dem dunklen Zimmer saß und unten bei Mischkins wieder die Klänge der Balalaika ertönten.

Es wäre ihr ganz unmöglich gewesen, an diesem Abend etwa hinunterzugehen und sich unter die fremden Menschen zu mischen.

*

In der großen Remise auf dem Hofe brannte an der Decke eine einzige Petroleumlampe, die nur ein schwaches Licht verbreitete. Das einzige Fenster, das nach dem Hofe hinausging, war sorgfältig mit alten Säcken verhängt, so daß kein Lichtstrahl hinausdrang, und auch vor der Tür war ein kleiner, vollkommen dichter Bretterverschlag, den nach dem Raume hin wieder ein Vorhang abschloß, so daß auch kein Licht auf den Hof drang, wenn die Tür geöffnet wurde.

Es war eine kalte Winternacht, und selbstverständlich war in der Remise nicht geheizt. Sie enthielt nichts als eine Anzahl alter Kisten und Fässer, aber an der Wand hingen ein paar alte, vergilbte Heiligenbilder, und auf einem kleinen, wackligen Tisch stand ein rohgezimmertes russisches Kreuz. Daneben lagen auf einem Schemel Talar und Mütze eines russischen Popen.

Freilich, die Männer, junge, aber auch alte, die einzeln oder in kleinen Gruppen bald zu dem Vordereingang, bald durch die Hinterpforte das Grundstück betraten und über den Hof huschten, sahen durchaus nicht nach frommen Kirchgängern aus.

Es waren alles Russen, und sie sprachen ihr Heimatidiom, drückten sich stumm die Hände, viele begrüßten sich durch Küsse auf beide Wangen. Alle hatte etwas Fanatisches, innerlich Erregtes in ihren Augen und sprachen wenig.

Es war elf Uhr in der Nacht, als der letzte eintrat. Ein großer Mann, vielleicht vierzig Jahre alt, mit etwas verwildertem Vollbart. Jetzt wurde die Tür geschlossen und ein junger Mensch, gewissermaßen als Posten, hinter ihr aufgestellt.

Der zuletzt Gekommene setzte sich auf den Schemel vor dem rohen Altar, während alle die Männer, es mochten etwa hundert sein, sich herandrängten, um seinen Worten zu lauschen.

„Ich habe Nachricht aus Moskau."

„Wir müssen Geld haben, wenn wir weiter arbeiten sollen."

Irgendeiner hatte es leise, aber scharf dazwischengerufen.

„Geld und genaue Anweisungen, wie wir weiter arbeiten sollen, ist schon unterwegs, aber die Polizei ist auf uns aufmerksam geworden. Alle Briefe werden überwacht, es wäre sehr gefährlich, an uns direkt etwas zu senden. Der Propagandakommissar hat mir noch einmal geschrieben, und der Brief wäre fast geklappt worden.

Bruder Alexei Iwanowitsch in Zürich hat für uns das Geld und die Anweisungen. Es mußte ermöglicht werden, irgendjemand wenigstens bis Rorschach am Bodensee zu schicken. Dort wird Bruder Alexei vom zwanzigsten bis fünfundzwanzigsten Dezember sich aufhalten. Es müßte aber ein vollkommen unverdächtiger Mensch sein, denn selbstverständlich sind die Grenzbeamten genau unterrichtet, und wenn unser Bote abgefangen wird, ist nicht nur das Geld verloren, sondern wir sind alle verraten."

„Wo soll man hier in München solchen Boten finden?"

„Wir können doch niemand einweihen, der nicht zu uns gehört."

„Heute ist bereits der zwanzigste, es wäre also höchste Zeit."

Sascha Mischkin, der sich bisher ganz im Hintergrunde gehalten hatte, trat langsam vor.

Auch er war in dieser Versammlung, obgleich oben in seiner Wohnung von seinen Freunden die Balalaika gespielt wurde und Frau Sonja mit ihrer schwermütigen Stimme russische Volkslieder sang.

„Ich wüßte vielleicht einen Rat."

„Sprich, Brüderchen Sascha."

„Bei uns wohnt ein junges Mädchen aus der Schweiz, das dringend gern über Weihnachen in seine Heimat reisen möchte, aber kein Geld hat."

„Weiß das Mädchen etwas von uns?"

„Ahnt nichts und darf auch nichts ahnen, sonst würde sie uns nie als Botin dienen. Sie ist Schweizerin und hat einen gültigen Paß."

„Und du glaubst?"

„Sie ist ganz harmlos, man müßte ihr einen Brief mitgeben, den sie vorher liest. Ein Brief genügt aber nicht, man müßte eine Geschichte erfinden. Alexei Iwanowitsch stammt doch aus einer vornehmen Familie. Wenn wir irgendein Familienschmuckstück auftreiben könnten, von dem wir sagen, daß es ein Andenken von seinen Eltern ist, das damals auf der großen Flucht zufällig in unsere Hände gekommen und das wir ihm zu Weihnachten schicken, dann würde sie es vielleicht tun. Allerdings müßten wir ihr die hundert Mark geben, die sie zur Reise in ihre Heimat und wieder nach München zurück braucht."

Der Vorsitzende nickte. „Das könnte gehen, und so viel ist noch in der Tasche. Aber wird denn das Mädchen das glauben?"

„Wo bekommen wir den Schmuck her?"

Wieder wußte Sascha Mischkin Rat. „Ich habe ein altes Bild von der heiligen Mutter Gottes in Kasan, dessen Rahmen mit Similisteinen geschmückt ist. Das Mädchen hat sich oft gewundert, wie wir zu dem kostbaren Bild kommen, und hält diese Steine für echt."

Die Männer standen noch lange Zeit beisammen und berieten. Ganz plötzlich ging drüben in der Wohnung Mischkins die schwermütige Balalaikamusik, die leise bis herübertönte, in eine ausgelassene Tanzweise über. Augenblicklich riß der Mann im Vollbart den Talar vom Schemel, zog ihn über, setzte die Kappe auf, trat vor den Altar und begann in salbaderndem Ton eine Art Predigt, während alle die Männer auf die Knie sanken und vor sich hinmurmelten. Gleich darauf wurde die Tür aufgerissen, und zwei Männer in Zivil, die den scheinbaren Betern als Beamte der politischen Polizei nur zu gut bekannt waren, traten ein.

Der „Pope" warf ihnen einen mild verweisenden Blick aus schwermütigen Augen zu, ließ sich aber in seiner Predigt nicht stören, und die „Gemeinde" sang ein kirchliches Lied. Mit finster zusammengezogenen Augenbrauen hörten die Beamten eine Weile zu, zuckten die Achseln und gingen verärgert wieder davon.

Wenige Minuten später ging oben die Tanzweise wieder in ein melancholisches Lied über, der Pope streifte den Talar ab, die Männer verließen wieder in Gruppen die Remise,

das Licht erlosch, gleich darauf verstummten auch der Gesang und die Musik oben in der Wohnung, das ganze Haus schien in tiefstem Schlaf zu liegen, und als eine halbe Stunde später die Polizeibeamten noch einmal die Remise betraten und sorgfältig mit ihren Taschenlaternen absuchten, fanden sie nichts als einen vollständig leeren Raum.

„Es ist selbstverständlich, daß dies keine kirchliche Sekte, sondern irgendeine politisch radikale Gesellschaft ist. Aber sie lassen sich nicht fassen."

In der Kammer saßen Sascha und Sonja Mischkin auf dem Bettrand.

„Du, Sonja, mußt es ihr beibringen —."

„Bitte, bitte, nicht ich — tue du es —."

„Ich habe kaum mit ihr gesprochen, wenn ich es sage, könnte sie Verdacht schöpfen, zu dir hat sie Vertrauen —."

„Wenn sie aber gefaßt wird?" —

„Unsinn, auf das Mädchen hat niemand Verdacht, sie muß nur selbst ganz harmlos sein —."

„Ich kann nicht — sie ist ein so guter Mensch." —

Er beugte sich dicht zu ihr hinab, und seine Augen leuchteten von innerem Feuer. „Und unser Mütterchen Rußland?"

Sonja antwortete tonlos: „Wie soll ich es ihr sagen? —

Ganz früh trat Sonja Petrowna in Josephas Zimmer. „Ich habe vielleicht eine gute Nachricht für Sie."

„Eine gute Nachricht? — Für mich?" —

„Haben Sie noch den Wunsch, zum Weihnachtsfest in Ihre Heimat zu reisen?"

„Ich kann doch nicht ohne Geld."

„Ich wüßte, wie Sie es bekommen könnten."

„Sie, Frau Sonja?" —

„Sie kennen doch das kostbare Heiligenbild in unserer Stube. Es gehört uns nicht. Wie kämen wir zu einem so wertvollen Bilde? — Gehörte es uns, hätten wir es doch längst verkauft. Sie wissen, daß wir alle aus unserer Heimat fliehen mußten. Dies Bild ist das Eigentum unseres früheren Brotherrn, den wir ganz aus den Augen verloren hatten. Jetzt wissen wir, daß er in Rorschach am Bodensee lebt, und er hat uns gebeten, ihm das Bild zu schicken. Aber nicht mit der Post, denn er hat Angst, daß es gestohlen würde. Gestern abend hat mein Mann die Nachricht mit heimgebracht und auch hundert Mark, die der reiche Mann für den Boten mitgeschickt als Reisegeld. Wir als Russen dürfen nicht in die Schweiz, aber wenn Sie das Heiligenbild mitnehmen würden und dem Herrn in Rorschach geben, dann gehörten Ihnen die hundert Mark, und Sie könnten nach Pontresina fahren."

(Fortsetzung folgt.)

Feuerzeichen — Sonnenrad.

Sonnenwendgedanken von **Ernst Löns.**

Lodernde Flamme, leuchtendes Feuer! In ehrfürchtiger Demut schauen wir deine Gluten, hören das heimelige Raunen im Brechen und Brausen, im Wehen und Winden deiner Lohe. Wir sehen die Flamme auflodern und wissen nicht, woher; wir sehen sie gegen den sternenflimmernden Nachthimmel verwehen und wissen nicht, wohin. Wir nehmen dich auf mit allen unseren Sinnen, und doch bleibst du immerwährendes Rätsel. Aus der Unendlichkeit kommst du, in die Unendlichkeit enteilst du, urewiges Feuer, der Geheimnisse voll.

Dieser urewigen Geheimnisse wegen lieben wir das leuchtende Feuer, wir nordischen Menschen mit den sehnsuchtsvollen Herzen. Unsere Augen schauen, die Enge durchbrechend, zielsuchend in die Ferne, in die unendliche Weite. Gottsucher sind wir und werden es immer sein. Niemals werden wir Gott finden oder gar erfinden, wie es die südlichen Völker, die Griechen und Römer, taten. Sie ließen nur gelten, was sie — in des Wortes wirklichem Sinne — begreifen, also mit den Fingern abtasten, konnten. Sie schufen sich Götter in menschlicher Gestalt, von den Schwächen und Nöten des Leibes und der Seele geplagt, wie irdische Menschen. Diesen Glauben verraten auch die griechisch-römischen Kultgebäude, niedrig, lastend, breit ausladend, zur Erde weisend, im Endlichen beruhend. Schauen wir dagegen unsere gotischen Dome, in deren Türmen Steinlasten von Tausenden an Zentnern wuchten! Aufgelöst in filigranhafter Zartheit streben sie empor in die Unendlichkeit, wie unter Überwindung der Schwerkraft, scheinbar freischwebend, wie in die Luft geworfen. Steingewordenes Unendlichkeitssehnen nordischen Glaubens!

In immer sehnsüchtigem Streben suchen wir Gott, den für uns Unfaßbaren, Unvorstellbaren, den in unendlicher Weite Wirkenden und doch so Nahen. Wir erfühlen ihn in uns, erleben sein Wirken, sein Walten umflutet uns. Ewig wie Gott selbst kreist dieser Gottesglaube in unserem Blute, durch die Ahnenreihe, deren Beginn wir nicht kennen, durch unserer Nachkommen Kette, deren Ende wir nicht sehen.

In diesem sehnsuchtsvollen Gottesahnen suchen wir nach einem Mittler zu dem allumfassenden, alldurchdringenden, allmächtigen Gott, der unseren Sinnen, unserem Fühlen und Denken entrückt ist. Einen Mittler suchen wir, der nicht menschlicher Schwäche verhaftet ist wie wir selbst, der aber auch nicht unseren Sinnen und unserem Denken fern steht wie unserer Sehnsucht Ziel, wie Gott selbst.

So erheben wir unser Schauen zu dem strahlenden Tagesgestirn. In der Sonne erblicken wir das Auge, das für uns sichtbare Antlitz Gottes. Geblendet schließen wir vor dem Glanze der Strahlenfülle unsere Augen und stehen in demütiger Ergriffenheit vor dieser überwältigenden Majestät. Unerschüttert von menschlicher Freude und menschlichem Leid zieht die Lebensweckerin und Kraftspenderin ihre ewig kreisende Bahn von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ein Sinnbild göttlichen Waltens und göttlicher Unendlichkeit. Belebend durchdringt uns ihre Wärme, ihr Licht erkräftigt uns, aber unerfaßbar bleibt sie den menschlichen Mitteln. So nehmen wir in Ehrfurcht erschauernd die Sonne als sichtbaren Gleichnisausdruck des unsichtbaren Gottes, als unseren Mittler zu Gott.

Als das Sinnbild dieses Gottesauges empfingen wir von unseren Ahnen das Kreuz mit den gebogenen Enden. Im Vierfuß, im Hakenkreuz erhalten wir die Sinndeutung des immer wiederkehrenden Jahreskreislaufes der Sonne, viergeteilt durch die vier Wendepunkte ihrer ewigen Bahn. Unsere Ahnen gaben uns zu getreuer Hut das Hakenkreuz, das heilige Zeichen des in der Unendlichkeit ewig kreisenden Sonnenrades. In diesem Zeichen ist beschlossen das keine Grenzen kennende Denken unserer Väter und Urväter, das Unendlichkeitssehnen nordischen Glaubens, der Glaube unserer Art und unseres Blutes.

Die Südvölker fürchten die unbarmherzig brennenden Strahlen der Sonne und flüchten vor ihnen in den Schatten, in die Dunkelheit, in die Nacht, sie verkriechen sich in die Enge. Und so ist auch ihr Glaube. Wir Nordmenschen aber streben aus Nebel, Kälte und Wolken in das Freie, in die Weite, zu Licht und Sonne. Und so ist unser Glaube.

So lodere denn empor in dieser geweihten Nacht der höchsten Sonnenwende, du heiliges Feuer, das von uns entfachte Abbild der Sonne, beleuchte mit deinem hellen Schein das von uns errichtete Sonnenmal. Gib uns in der Dreiheit: Kreuz, Feuer, Sonne das sichtbare Sinnbild der für uns unvorstellbaren Dreiheit des einen unfaßbaren Gottes! — Lodere empor in der Nacht der Sonnenwende, heiliges Feuer!

Der weiße Tod.

Eine Seemannsgeschichte von **Herbert Lestiboudois.**

Kein Windfetzen kommt über die See. Die Tage sind blau und fast sommerwarm, die Nächte mondweiß und bitter kalt. Seit achtundvierzig Stunden schon haben wir ein ganzes Rudel Schweinsfische im Gefolge. Bald toben sie voraus, bald achteraus. Die Küchenabfälle unserer „Olga" munden ihnen anscheinend gut; denn sie denken gar nicht im entferntesten daran, ihren Kurs zu ändern.

Die riesigen Fischleiber schießen aus dem Wasser auf und wieder hinein, springen, tauchen über- und untereinander. Ein fesselndes Spiel, dieses ewige Gewimmel und Gezappel, dem zuzuschauen genug Unterhaltung und Ablenkung bietet. Und dabei haben diese drolligen Meerungeheuer ein Tempo am Leibe, das gut und gern mit jedem Ozeanriesen einen

Wettlauf wagen kann. Wir haben uns die letzten beiden Tage daran gewöhnt, sie als unsere ständigen Tafelgäste zu betrachten.

Prachtvoll auch der Anblick, wenn fern am Horizont ein Schwarm solcher Schweinsfische die Sicht kreuzt. Das zuckt, ringelt, bäumt sich und verschwindet in stetem Wechsel. Man könnte meinen, in der Ferne treibe eine der berüchtigten Seeschlangen ihr Wesen. Aber ein Blick durchs Glas überzeugt schnell von der Harmlosigkeit dieser Schlangen.

Ein Wetter ist's, das jedem Jantje das Herz im Leibe lachen läßt!

Nichts schöner jetzt als die Zeit der Ruderwache. Da steht man hoch über dunkelgrüner See, hat kein bißchen Mühe, Kurs zu halten (denn unbewegt ruht das Meer im Raume des Unendlichen), und darf seinen Gedanken die Zügel schießen lassen. Das flattert so auf und verweht wieder. Das steigt so unbestimmt und herrlich leicht aus dem Rauschen des Blutes, nur dazu gedacht und mit dem Herzen erfühlt, um einen buntschillernden Luftballon abzugeben, der sich irgendwo am Horizont verliert. Und wenn einem dann wirklich mal das Ruder um einen achtel Strich über Kurs läuft, so ist das rasch wieder eingerenkt. Kein Käpten merkt, daß Jantjes Herz auf blauen Wolkenwiesen tanzt.

*

„Eisberg voraus!" -- Der Ruf des Mannes im Krähennest hallt singend über Deck. Schon gegen Abend fiel die Temperatur weit unter Null. Und noch immer zeigt sie Neigung nach unten...

Wir haben uns eingepackt wie Nordpolfahrer; warme Mützen, Wolltücher, dreidaumendicke Jumper, darüber Ölzeug, und Seestiefel an den Beinen.

Grau kriecht die Nacht übers Meer. Die Luft liegt schwer auf den unruhigen Wassern. Mond und Sterne haben uns endgültig Lebewohl gesagt.

Dann ist es plötzlich, als teile etwas riesig Weißes die Nacht in zwei Hälften. Backbord und Steuerbord fällt die Dunkelheit in sich selber zurück. Und voraus, noch fern, taucht er auf: gespenstisch, nebelhaft, gewaltig in seinen Ausmaßen, der Herr und Beherrscher des nördlichen Atlantik, Todfeind allen Schiffskapitänen, die seinen Weg kreuzen. Ein Monument von Eisberg! Überwältigend für den, der sich zum ersten Male als winziges Menschlein dem drohenden Giganten der Nordpolarmeere gegenübersieht.

Seit frühem Abend fahren wir nur noch mit halber Kraft. Näher und näher schiebt sich der Koloß heran, so drohend und unheimlich, als hätte er die Absicht, unsere „Olga" mit Mann und Maus zu erschlagen. Aber die Entfernungen sind in der seltsamen Beleuchtung, die von den Eiswänden ausstrahlt, längst nicht mehr richtig zu schätzen. Noch weit, weit von uns wälzt er sich vorüber: ein breit ausladender Keil mit sonderbaren zackigen Gebilden in Scheitelhöhe, fast anzuschauen wie eine schwimmende Sphinx. Wenn es auch scheinen mag, als schlendere er gewissermaßen wie ein Spaziergänger über den Ozean, so treibt er doch in Wahrheit mit ungeheurer Geschwindigkeit in der Meeresströmung. Wehe den Schiffsführern, die nicht frühzeitig auf den Temperaturwechsel achten!

Das Gespenst treibt backbord achteraus gen Süden; schemenhaft, nahezu unwirklich wie im Augenblick seines Auftauchens. Kaum, daß noch ein matter Lichtfleck zu erkennen ist. Dann entziehen graue Dunstvorhänge den eisigen Giganten gänzlich unseren Blicken...

*

Es war die erste Begegnung dieser Art auf unserer Fahrt. Und alles deutete darauf hin, daß wir für den Rest der Reise nicht mehr von den Eisbergen loskommen sollten.

Im weiteren Verlauf der Nacht blieben wir verschont. Doch gegen Morgen häuften sich die Begegnungen. Selbst unsere Schweinsfisch-Kolonne ließ uns im Stich. Ob den lustigen Tümmlern das Wasser zu kalt geworden war?

Wir waren um ein Vergnügen ärmer. Das heißt: auch Eisberge können ein Vergnügen sein, wenn sie am Tage fern vorübergleiten. Doch nachts ist dieser Spaß mehr als zweifelhaft...

Vorbei die warmen Tage mit blauem Himmel über dunkelgrüner See! Dafür begann eine graue Zeit mit verschärfter Wachsamkeit und ständiger Bereitschaft. Eisige Kälte obendrein und schwarzes Meerwasser, das gallig-giftig am Bug gischtete.

Wir waren in eine Strömung hineingeraten, in der fortwährend die schweren Brocken von Norden nach Süden spazierenfuhren. Oft groß und gefährlich anzusehen, oft aber auch schon mächtig zusammengeschmolzen ihrer endgültigen Verwässerung entgegensegelnd. Heimatlose Vaganten, durch Tauwetter oder warme Meeresströmungen vom Festeis der Polarregion losgetrennt und jetzt dazu verurteilt, irgendwo auf dem weiten Atlantik eines langsamen Todes zu sterben. Aber zuvor konnte sich mancher stahlgepanzerte Schiffsriese daran den Schädel einrennen...

Und dann kam jene Nacht! —

Nein, geschehen ist nichts. Denn ich lebe ja, ich schreibe dieses ja noch. Nur ein Schatten streifte uns: ein weißer, eisiger Todesschatten!

Ich habe nichts gesehen, rein gar nichts. Und mit mir auch jene meiner Kameraden nicht, die wie ich Freiwache hatten. Wir schliefen, fest und traumlos, wie immer nach harter Arbeit.

Was eigentlich uns weckte, weiß ich nicht. Wir saßen plötzlich alle starr aufgerichtet in der Koje, hohl und bleich die Gesichter, darin das reine, nackte Entsetzen stand...

Ein Kommando schrillte über Deck, berstend fast von Wahnsinn, Schreck und Todesangst: „Hart Backbord!" —

Dann Stille. Wir dachten: jetzt geschieht es, jetzt, gleich, sofort... Krachen, Klirren, Schreie... aus!

Nein, nichts ist geschehen. Der weiße Tod hat nur das Maul aufgerissen, aber zum Schlucken ist er nicht mehr gekommen. Die „Olga" entwischte — eine Minute, eine Sekunde, ehe er das Maul wieder zuklappen konnte.

Gleich darauf stürzte einer zu uns herein, umklammerte mit beiden Fäusten die Tischkanten, keuchte: „Wir wären... ja, beinahe wären wir — in die Hölle gefahren! Er schlief... Mensch, schlief auf'm Ausguck, der Mann... Willem war's... pennte! Himmel, verflucht! Das hätte schief gehen können! Der Erste hat auf'n Kanehl gepaßt... geschrien wie'n Verrückter... Ruder rum... alles gut gegangen!..."



Bunte Chronik



Die Kinder werden artiger — die Lehrer leben länger!

Es ist keine Frage, daß ungezogene Schulkinder, sogenannte böse Buben, gut und gern in der Lage sind, ihren Lehrer buchstäblich ins Grab zu ärgern, wenn sie es darauf anlegen. Das haben nicht nur die Witzblätter früherer Jahre behauptet, das hat früher auch mancher Lehrer, der durch täglichen Ärger mit seinen kleinen Quälgeistern frühzeitig alterte oder sich ein Leiden zuzog, erfahren. Ist das heute auch noch so? Gibt es noch Lehrer, die das Opfer ihrer Schüler sind? Das Londoner Amt für Erziehungswesen behauptet: nein. Soeben ist von dieser Stelle eine interessante Statistik herausgegeben worden, die besagt, daß sich das durchschnittliche Lebensalter der englischen Lehrer set 1915, also in den letzten zwanzig Jahren, um volle fünf Lebensjahre verlängert hat. Die Erklärung hierfür glaubt das Amt für Erziehungswesen darin zu sehen, daß die Selbstdisziplin der Kinder heute im Durchschnitt größer ist. Viel dürfte allerdings auch die Wandlung des Lehrertyps zu dieser erfreulichen Tatsache beigetragen haben. Der moderne Lehrer, der wesentlich mehr Kamerad als Respektsperson für seine Schüler ist, ist nicht mehr wie einst die Zielscheibe des Spottes und hinterlistiger Streiche für ungezogene Schulkinder. Zweifellos spürt die moderne Jugend mehr als die Kinder früherer Jahrgänge die Zusammengehörigkeit mit ihrem Lehrer, zugleich aber auch seine starke und sichere Hand, die sie führen soll. Die letzte englische Statistik ergab, daß 300 englische Lehrer jährlich ein Alter von 75 Jahren erreichen und daß 500 in jedem Jahre 70 Jahre alt werden. Die Zahl derjenigen, die das 60. Lebensjahr und damit in England die Pensionierung erreichen, beträgt jährlich über tausend Lehrer. Die Lehrer aller Länder werden bei dieser erfreulichen Nachricht aufatmen. Die Goldkinder sorgen dafür, daß ihre Lehrer in Rüstigkeit und Frische ein hohes Lebensalter erreichen!

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg